

(Nachdruck verboten.)

81]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

In der Küche hörte man die Mädchen lachen. Tini war bei ihnen; alle redeten durcheinander, war das ein Geschnatter. Im nächsten Augenblick ging die Thür auf. Tini, in dem alten nun schon völlig zerfransten Schlafrock ihrer Mutter gewickelt, hüpfte herein, ein herrliches Bouquet langstieliger Rosen in der Hand. Die Schwestern ihr nach.

„Sieh', Mama, was Tini bekommen hat! Die schönen Rosen — der Duft, entzückend!“

Tini hatte die schönste herausgesucht und überreichte sie der Kranken mit einem Knix.

„Die verehr' ich Ihnen, liebe Frau Witte, mit einem guten Morgen.“ sagte sie liebenswürdig, und ihr Bouquet aufsteigend: „Großartig, was? — von meinem Baron.“ sie schnitt eine Grimasse.

„Von dem alten Herrn Brandt.“ fügten die Mädchen erklärend hinzu. Da klopfte es an die Thür und gleich darauf stand die Frau Resel mitten im Zimmer. Als Abgesandte des Hausherrn fühlte sie sich zu diesem Ueberfall berechtigt.

„Fräul'n Tini, Sie möchten gleich, aber schleunigst nach Hause kommen.“ Sie machte es wichtig.

„Was is denn los, wieder was nicht recht, dem Herrn Papa?“

„Er is ganz weg, weil von Ihnen was im „Tagblatt“ steht.“

„Wie, was — von mir — nit möglich!“

Resel nickte bedeutungsvoll: „Und was da drinnen steht — er hat's schon gelesen.“

Tini erblaßte. „Jesus Maria, die hab'n mich verrissen!“

„Die Tabakramerin hat mir die Zeitung, wie i 'nein Kommen bin, gleich hing'halten — ich hab' sie mir auch gekauft — 4 Kreuzer kost's —“ Resel hielt sie wie eine Trophäe in die Höhe.

Tini entriß sie ihr mit zitternden Händen.

„Wo — wo?“ Die Resel bezeichnete die Stelle, in der die geistige Novität besprochen war.

Am Schluß sprang ihr der Name Tini Schöne entgegen. Die Mädchen sahen ihr über die Schulter, alle drei verschlangen die Zeilen: „Eine junge Anfängerin, mit einem Paar Augen, die sofort das Parferre in Brand stecken, sprach die wenigen Worte ihres Köllchens so munter und temperamentvoll, daß wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir behaupten, da ist echtes Theaterblut vorhanden, und den Wunsch äußern, der charmanten Kleinen bald wieder zu begegnen.“

Tini stieß einen Freudenschrei aus, schlug in die Hände, warf sich auf den Boden — sprang wieder in die Höhe — umarmte die Mädchen — umarmte Herrn Witte und jubelte dabei: „Kinder, ich bin 'was — ich bin 'was! . . . das lesen heut' Tausende, ganz Wien wird heut' von mir sprechen. Von heut' an bin ich 'was in der Welt! Zum Vater soll ich kommen, aha, jetzt wird er stolz sein auf mich — beim Frühstück hat er mich so geärgert mit seinem ewigen: „War schon der Müß' wert, daß wir gestern sechs Gulden für Dich ausgegeben haben — so a Schmarrn Koll!“ Schon gut, Herr Papa, jetzt werd'n wir andre Saiten aufziehen, jetzt sind wir was, jetzt stehen wir in der Zeitung. Adieu, Kinder!“ Und den alten Schlafrock, der sich schlaff um ihre Füße wickelte, hoch emporhebend, sprang sie hinaus.

19. Kapitel.

In der eleganten Junggesellenwohnung Ferdinands Brandts waren die Vorbereitungen für den Abend im Zuge. Ferdinand, im tadellosesten Gesellschaftsanzug, kam selbst in die Küche, zählte die Flaschen, beschnüffelte die Salate und Kompote, die bereits angerichtet waren, fragte und tabelte, und machte das Dienstpersonal, seine Haushälterin an der Spitze, so ärgerlich und nervös, daß er es für geraten hielt, eiligst den Rückzug anzutreten. In dem geräumigen, hell erleuchteten, mit Spiegeln ausgestatteten Vorzimmer traf er mit seinem Intimus, dem Maler Glaser, zusammen.

Glaser, ein beleibter, jovial aussehender Fünfziger, war als Künstler wenig, als Gesellschafter viel gesucht. Bei

Ferdinands Gastereien durfte er niemals fehlen, denn er wußte die Kosten der Unterhaltung vortrefflich allein zu bestreiten und den Hausherrn nicht allein nach dieser Richtung hin jeder Mühe zu entheben, sondern ihn selbst auf das beste zu unterhalten; pflegte doch Ferdinand über jene Schnurren und Bonmots am meisten zu lachen, die er am öftesten gehört hatte.

„Nun, Glaser, was ist's?“ fragte Ferdinand, nachdem er ihm die Hand gereicht. „Gesunden, was wir brauchen?“

Der Maler nickte fröhlich ihm zu: „Es ist mir gelungen, das Meisterwerk zu entdecken, hab's auch gleich mitgebracht.“

„Aber, Sie haben doch nicht — der Bilderhändler glaubt doch nicht am Ende, ich wünschte es zu kaufen . . . fällt mir nicht ein.“

„Ach, wo denn — nur zum Anschauen, hab' ich ihm gesagt . . . ist so schon ein Opfer . . . na, schauen Sie sich's einmal an.“

Sie gingen nach dem kleinen Eckzimmer.

Der Diener, dem Glaser das Delbild im Rahmen übergeben hatte, war eben im Begriff, es auf eine Staffelei zu stellen, zu dem die rote Sammetdraperie eines Vorhangs einen gut gestimmten Hintergrund bildete.

„Das ist also ein echter Witte?“ fragte Ferdinand, der davor auf einem engen Seceffionsstühlchen Platz genommen hatte und das Landschaftsbild mit ländlicher Staffage anglozte.

„Witte fecit,“ sagte Glaser, auf den Namenszug deutend.

„So, so — hm, hm — na, was sagen Sie — mir scheint — hm — na, was meinen Sie?“

„An Quark,“ platzte Glaser derb heraus.

„Mein Gedanke, aber der Mann war berühmt.“

„Berühmt — Gott, er war halt Professor — noch dazu mein Professor! — Jetzt weiß ich erst, weshalb aus mir nichts geworden ist — der Ruchlose hat mein Genie im Keime erstickt.“

Ferdinand lachte, daß ihm die Thränen kamen.

„Sehr gut. — Aber ein Professor kann einen wirklich ruinieren . . . Ich hab' auch so einen gehabt . . . Aber ich bitte mir's aus, wenn sein Sohn kommt, muß das gelobt werden.“

„Na, versteht sich, gelobt, über den grünen Klee.“

„Gabe mich ihm gegenüber mit meinem Witte schon pagig gemacht.“

„Das war nicht schön von Ihnen.“

„Nur wegen den Mädeln, damit hab' ich sie hergeloßt, sie kommen das Bild zu sehen, wird sie riesig freu'n.“

„Der tote Großvater als Köder benutzt — Ferd'l, Du bist ein schlechter Kerl.“

Ferdinand wehrte lachend ab, von dieser Voraussetzung sehr geschmeichelt.

„Aber nein, aber nein — ich den' an nichts Böses — im Gegenteil — das sind so nette, liebe, unschuldige Mädeln — wirklich bessere Mädeln — und trotzdem amüsant. Mit denen kannst Dir a Sex machen — fein, natürlich — sie merken's gar nicht. Und die lachen zu hören, gar die Gusti, die Kleine, das ist allein schon ein Vergnügen, die lacht über alles, über meine Witze kann sie sich schütteln . . . und sie ist so mollet — überhaupt reizend! . . . Herr Papa glaubt wohl, ich bleib' gleich hängen . . . aber ich hab' gar keine Absichten . . . keine guten, keine schlechten . . . ich will mich nur amüsieren, und es ist mir viel angenehmer, mit so gutgearteten Mädeln als mit — hier verpflichtet man sich zu nichts und es kostet auch nichts . . . sehr angenehm . . . man will doch nicht immer die Wurzeln sein.“

„Ist viel feiner so,“ meinte Glaser ironisch.

„Das sag' ich ja . . . Apropos, was wird denn der Händler für das Ausborgen verlangen?“

„Bagatelle.“

„Gätten doch lieber gleich aushandeln sollen . . . die Leut' sind so unverschämt, wenn's wissen, es g'hört für Unseren — der Rahmen ist übrigens —“

„Schöfel,“ ergänzte Glaser.

„Sehr, paßt nicht herein. Vielleicht könnten wir — ein

Bisserl mastieren —“

„Mit Lorbeer vielleicht?“
 „Meine Idee — das möcht' sich ja wunderschön machen —“

„Zugleich eine Ovation.“

„Das wollt' ich eben sagen. Der Lorbeerkrantz wird famos dekorieren — ein großer, grüner, schöner Lorbeerkrantz . . .“ Ferdinands Phantasie schwelgte in diesem Lorbeer. Schon hatte er den elektrischen Knopf berührt und als der Diener erschien, gab er ihm den Auftrag, einen solchen von Fosatti zu holen.

„Aber billig,“ schärfte er dem Diener ein, „er kann schon etwas passé sein.“

„Dann kann man ihn gleich für die Saucen verwenden,“ murmelte Glaser.

Ferdinand hatte sich wieder vor das Bild gesetzt.

Der beleibte Glaser zwängte sich einseitig in das moderne Stühlchen. Er saß unkommod, er war hungrig, denn wenn er bei Brandts geladen war, pflegte er vorher zu fasten, und es war ihm recht flau im Magen.

„Heute nicht gut aufgelegt, wie?“ fragte Brandt, „wir wollen doch lustig sein.“

„Der Humor kommt mir erst mit dem Essen,“ brummte Glaser.

„Eine Cigarre gefällig?“

„Es wird also noch lange dauern, ehe wir zu Tisch gehen?“

„Die Leute kommen so spät.“

„Eine gräßliche Mod', erst wissen sie nicht, wann's erscheinen sollen und dann wieder nicht, wann's nach Haus gehen sollen. Uebrigens bin ich selbst schon neugierig auf diesen Bitte.“

„Sie kennen ihn?“

„Wir sind zusammen an der Akademie gewesen.“

„Hat er Talent? Mir hat er gesagt, er hätte eine glänzende Carriere in Aussicht gehabt. Ist das wahr?“

„Möglich.“

„Er sieht sehr pover aus . . . nicht einmal gut angezogen . . . auch die Mädchen nicht — eigentlich genant . . . wir sind glücklicherweise ziemlich unter uns.“

„Ich hab' ihn als einen jungen flotten Kerl in der Erinnerung — Herrgott, war der fidel, und was der g'sammg'schmiert hat . . . zum Entsetzen seines Papas, der ein gar penibler Herr war.“ Glaser zündete seine Cigarre an.

„Weiter, weiter —“ befahl Ferdinand, gemächlich den Rauch von sich blasend.

„Na, der Vater pinselte und düstelte und lasierte, man sieht's ja an dem Bild, wie oft das übereinand' gemalt ist. Der Sohn war breit und fed in der Pinselführung. Nichts durchgearbeitet, alles nur auf Wirkung berechnet, auf Stimmung. Der Junge hatte zu unserm Gaudium eine Art Schnellmalerei erfunden, die uns verblüffte. Wie die Maulaffen sind wir vor seiner Staffelei g'standen und haben ihm zug'schaut, wie er in zehn — fünfzehn Minuten eine Landschaft auf Papier geworfen hat. Schab', der Mensch ist um ein Vierteljahrhundert zu früh auf die Welt kommen. Heut' hatt' er in der SeceSSION sein Glück g'macht. Damals war's Carricatur, Blödsinn, Uff. Aber ich muß sagen, seine Behandlung hat mir schon damals imponiert.“

„Weiter.“

„Was weiter?“

„Weiter von der Behandlung.“ Glaser zückte die Achseln.

„Stimmungsmalerei . . . Wie kann ich Ihnen das erklären — das hat man sehen müssen: mit einem alten struppigen Pinsel wirft er das dunkle Gewölk hin, wirbelt es wild durcheinander, daß es wie graue Felsen da hängt . . . dahinter sieht die Sonn', man sieht's an den goldigen Wolkenrändern, die er passios aufsetzt; mit dem Dotter im Pinsel regaliert er die Landschaft, und was ihm davon noch übrig bleibt, läßt er als Nichteckte über das Wasser huschen . . . Nun nimmt er Grün, spreizt den Pinsel weit auseinander und haut das Schilfrohr hin . . . es biegt sich im Winde . . . Das macht er alles so flint, mit einer Art Furor . . . Und nun abtonen . . . Der Pinsel genügt ihm nicht mehr, er dreht ihn um . . . er arbeitet mit dem Stil, mit den Fingern, mit der Spachtel, mit den Spitzen seiner langen Nägel, und er kratzt und klatscht und tont, jeden Zufall zu einem Effekt benutzend. Als ich ihm einmal darauf gespuckt, hat er auch diese Gabe vorteilhaft zu verwerten gewußt . . . Eins, zwei, drei, die Landschaft war fertig — effektvoller, man kann nicht mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Seltfame Bäder.

Weit über eine Million Kurgäste sucht im Laufe des Jahres ihr Heil in den deutschen Bädern; die preussischen Bäder allein werden laut einer jüngst herausgegebenen Statistik jährlich von etwa 600 000 Kurgästen in Anspruch genommen. Eine Flut von Anzeigen, von Badebriefen, Saisonberichten überschwemmt die Zeitungen, und da erfährt man, wie herrlich-vornehm es in dem einen, wie einfach still es in dem andern zugeht und wie alle diese Heilbäder vortrefflich gegen eine Schar von Leiden helfen.

Es giebt aber in der weiten Welt auch einige Bäder, die sich durch ihre Eigenart auszeichnen, keine Konkurrenten haben und schon der Originalität wegen erwähnenswert sind. Das schöne Land Tirol besitzt eine solche Specialität, die allerdings nur die Eingeseffenen voll zu würdigen verstehen. Es sind dies die Heubäder. Dabei handelt es sich aber durchaus nicht um ein Baden in Abkochungen von Heublumen, wie sie von verschiedenen Naturärzten empfohlen werden. Der Kurgast wird vielmehr in einen Heuhaufen regelrecht eingegraben, bis an den Hals, so daß nur der Kopf hervorsteht. Da zu dieser Prozedur das frische Heu genommen wird, das noch warm oder „brennend“ ist, so kommt der Patient bald in tüchtigen Schweiß. Die Wirkung ist sehr energisch und die Mattigkeit so groß, daß der „Kurgast“ ohne Hilfe des Badreibers sich schwerlich aus dem Heu herausarbeiten könnte. Das radikale Schwibbad ist übrigens nicht ganz ungefährlich, und es sind schon Patienten ohnmächtig aus dem feuchtheißen Heu hervorgezogen worden. Aber es hilft gegen Gullfluß, Rheumatismus, Gicht und dergl. und wird darum von der ländlichen Bevölkerung gern genommen. Freilich das gewöhnliche Heu in den Thälern gilt nicht viel, besonders heilkräftig soll das frische kurze Gebirgsheu sein. Deshalb trifft man, wie schon Lubwig v. Hörmann berichtete, die übrigens höchst einfachen Vorrichtungen zu dieser Kur am häufigsten hoch oben auf lustigen Höhen. Da findet man das Kurhaus, eine Alpenhütte, und an einem Wallen ihrer niederen Decke klebt ein Anschlagzettel, der die Badeordnung enthält. In einer Hütte auf dem Schlern, die nach Wöls gehörte, lautete sie wie folgt:

„Bemerkung 1. das derjenige, der auf das Hei geth, sich fleißig den Koß abstreift.“

2. das derjenige, der von Hei hinausgeheth sich fleißig das Hei abschüttelt.“

3. das jeder nicht von Wöls gebirtige, welcher eine ganze oder halbe Woche im Hei liegt, 30 Kreuzer zahlen muß.“

Unterz. Heinhaber.“

So liegen zur Zeit der Bergmahd oder hoden vielmehr die Kurgäste in den Stadeln Kopf an Kopf. Wie davon das Heu gegen Ende der Saison auszieht, läßt sich denken.

Wandern wir weiter nach Süden, überschreiten den Po und dringen in den etruskischen Apennin ein, so finden wir hier nicht sehr weit von Florenz in der italienischen Provinz Toskana ein andres höchst seltenes Bad. Wir können hier zu Heilzwecken wörtlich „in der Hölle“ schwitzen. In der Nähe des Ortes Monsumano im Val de Nievole besah der Vater des italienischen Dichters Giusti einen Steinbruch. Im Jahre 1849 wurde darin der Eingang zu einer Grotte entdeckt. Die im Diastalle sich dreihundert Meter weit erstreckende Höhle erregte Aufsehen, und zwar nicht allein durch die Tropfsteingebilde, die in ihr vorkommen, sondern vielmehr durch ihre Temperatur. Während sonst in Höhlen kellerartige Kühle herrscht, war in dieser Höhle die Luft warm, ja sogar stellenweise heiß. Die Grotte Giusti ist eben eine der äußerst selten vorkommenden Heilluft-höhlen. Unter den Neugierigen, die aus der Umgegend herbeiströmten, um das neue Naturwunder zu schauen, befand sich auch ein Bauer, der an Rheumatismus litt. Er verweilte länger in den Räumen, schwitzte und glaubte, eine Messerung seines Leidens zu verspüren. Er besuchte die Grotte öfters und genas seines Leidens — die Höhle wurde nun als Heilgrotte gepriesen; andre Rheumattiker kamen und fanden auch Genesung. Heute erhebt sich am Eingang zu der Grotte ein komfortables Kurhaus, die Wege in den unterirdischen Räumen sind cementiert, elektrisches Licht glitzert und schimmert auf den Tropfsteingebilden. Die Grotte zerfällt in drei Abteilungen: zunächst kommt man in das „Paradies“, in dem eine Temperatur von + 27 Grad Celsius herrscht, wandelt dann durch das „Fegfeuer“ und gelangt schließlich in die „Hölle“, in der eine Hitze von + 35 bis 36 Grad Celsius brütet. Hier sind nun Stühle und Tische aufgestellt, die Kranken sitzen in Bademänteln und — schwitzen. Die Luft in der Grotte ist angenehm und frisch, da das poröse Gestein genügend für Ventilation sorgt. Da große Spalten und Klüfte fehlen, giebt es auch keinen Zugwind. Der Schweiß bricht beim Aufenthalt in dem Raume nicht plötzlich aus, sondern stellt sich langsam ein; es kommt nicht zu unangenehmen Wutauslassungen, und darum können auch schwächere Kranke hier ihr Heil versuchen. Unterhalb der „Hölle“ befindet sich noch ein kleiner See mit klarem warmen Wasser, in dem Schwimmlustige unterirdisch ihre Schwimmbünte üben können. Mitunter hat es sich ereignet, daß die Wasser stiegen und die Grotte überschwemmten, so daß sie für kürzere Zeit unzugänglich wurde. Wie in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ neuerdings berichtet wurde, besteht ein großer Teil der Kurgäste aus Ärzten, was wohl für die Heilkraft der Grotte spricht. Sie bewährt sich namentlich bei Gelenkrheumatismus, Gicht, Nervenschmerzen und Nierenentzündungen. Die Kur dauert gewöhnlich 14 Tage bis 1 Monat.

Die Heißlufthöhlen sind, wie gesagt, äußerst selten. Franz Kraus bemerkt in seiner „Höhlenkunde“, daß sich eine ähnliche Grotte in Krain in der Umgebung von Sagor befinden soll. Ein sachmännlicher Bericht über diese Naturmerkwürdigkeiten liegt aber nicht vor. Viel häufiger sind dagegen Höhlen mit sehr tiefen Temperaturen, die sogenannten Eishöhlen.

Es giebt viele von der Sage umtobene Höhlen, die den Menschen Glück und Heilung bringen sollen: Schachhöhlen und Wundergrotten. In der Grotte Givsti geht alles mit natürlichen Dingen zu, und ihre seltsame „Hölle“ ist das eigenartige Schwitzbad der Welt, aber trotz des infernaln Namens lange nicht das heißeste. Ja, um das heißeste Bad der Welt aufzufuchen, müssen wir schon weit übers Meer reisen, nach dem fernen Osten, dem Lande der aufgehenden Sonne. Trotz der kriegerischen Zeiten herrscht im Innern Japans Ruhe und Sicherheit, wie das den reiselustigen Welttouristen von den Bürgermeistern japanischer Hauptstädte neuerdings in einer Erklärung versichert wurde. Die Japaner leben auf einem unruhigen Boden, die Erde bebzt dort häufig und zahlreiche Vulkane sind noch thätig. Darum ist auch Japan sehr reich an heißen Quellen, die seit altersher zu Heilzwecken benutzt werden. Wenn unsere Altvordern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die berühmten und fashionablen Bäder von Miyanojima und Fjao besuchen würden, so fänden sie dort alles in Ordnung, würden daran keinen Anstoß nehmen, daß dort Männlein und Weiblein in Adams und Evas Kostüm in den warmen Bässin bunt durcheinander herumplätschern. Ebenso ging es damals in europäischen Bädern zu, und der Japaner hat bis heute die ursprüngliche Naivität bewahrt. Aber nicht von dem für uns so originellen Badeselen der Japaner, sondern von ihrem heißesten Bad wollen wir reden. Dieses ist in Kutsatfu in den herrlichen Bergen im Innern Nipons zu finden. Dort entströmen der Erde heiße Quellen, die sich durch ihren Gehalt an Schwefel, Arsen, Alaun und Mineralien auszeichnen und gegen Rheuma, Gicht, Strophulose, Lepra und andre Hautkrankheiten von vorzüglicher Wirkung sein sollen. Der Japaner ist an heißes Baden gewöhnt, häufig benutzt er zu Hause Bäder von 40 Grad Celsius, die er sehr gut verträgt; aber vor den Bädern in Kutsatfu schaudert er doch zurück. Das ist auch kein Wunder, wenn wir bedenken, daß die Temperatur des Wassers in dem dampfenden, Neffungon genannten Hauptbassin 70 bis 71 Grad Celsius beträgt! Der Karlsbader Sprudel ist ja auch 72 Grad Celsius heiß, aber man benutzt bei uns in Europa die heißen Quellen erst in gut abgefühltm Zustande zu Bädern. Der Japaner soll aber direkt in den heißen Brodel steigen. Da bedarf er einer Ermütigung und er badet in Kutsatfu auf Kommando. Ein lautes Hornsignal ruft die Badegäste zusammen. Mit langen Holzbrettern stellen sie sich vor dem Bassin auf und wühlen mit Schlägen das Wasser auf; die Prozedur wird im Takte nach dem Kommando des Bademeisters ausgeführt und dauert eine Viertelstunde. Dann gießen sich die Gäste mit Holzbechern das heiße Wasser über den Kopf, und nun erschallt das Kommando: Hinein! Im Chor singend gehen die Kranken langsam vor und tauchen, bis das Wasser bis an den Hals steigt. Natürlich sind Wärter aufgestellt, die genau aufpassen, ob nicht dieser oder jener vom Schwindel oder von Ohnmacht ergriffen wird. Das Bad dauert vier Minuten. In dem beinahe siedend heißen Wasser kommt dem Patienten die Zeit wie eine Ewigkeit vor, und um die Aufmerksamkeit abzulenken und sich gegenseitig Mut zu machen, stimmen sie einen eigenartigen Chorgesang an. „Noch drei Minuten!“ ruft der Bademeister laut nach Ablauf der ersten Minute, „noch drei Minuten!“ antwortet der Chor aus dem Bassin. In derselben Weise wird „noch zwei Minuten!“, „noch eine Minute!“ und „noch eine halbe Minute!“ ausgerufen. Freudiger und freudiger lautet die Antwort der Badenden, bis endlich der Ruf „Fertig!“ erschallt und die Gesellschaft erstaunlich rasch mit krebsrot verbrühten Leibern aus der Flut herauspringt. Das Bad wird 4 bis 5mal täglich genommen und die Kur dauert einen Monat. —

Gerhard Wendemann.

Kleines feuilleton.

k. Ein japanisches Wiegenlied veröffentlicht A. G. Gales in den „Daily News“. In deutscher Uebersetzung lautet es ungefähr folgendermaßen:

„Schlaf, meine braune Taube, schlaf in der Mutter Gut,
Die Sterne steh'n am Himmel, mein kleiner Vogel ruht.
Weine nur nicht und balle die Fäustchen, Du!
Der Mond ist aufgewacht, mach' Du die Augen zu!
Schlaf, braune Taube, schlafe, schlaf!

Schlafe, braune Taube, schlaf an der Mutter Herz!
Was fürst Du so auf, angstvoll und wie im Schmerz?
's ist nur der Wind, der im Pflaumenbaum weht.
Es ist der Hahn, der zum Kampf mit dem Feinde kräht.
Schlaf, braune Taube, schlafe, schlaf!

Schlafe, braune Taube, denn Du bist wohl bewacht;
Daß keiner Dich stören mag, habe ich sorgsam Wacht.
Die Schlangen im Grase verschleich' ich Dir gern,
Erdbeben und Blitze bleiben Dir fern.
Schlaf, braune Taube, schlafe, schlaf!“ —

— Das Schwimmen als Leibesübung behandelt Dr. R. du Bois-Reymond in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“. Wir ent-

nehmen dem Aufsatz folgendes: Der Hauptunterschied zwischen dem Schwimmen und andern Uebungen liegt natürlich darin, daß bei jenem der Körper sich im Wasser befindet und das Wasser schon an und für sich merklliche Wirkungen auf den Organismus ausübt. Diese treten beim Schwimmen noch verstärkt auf und bilden so den Hauptbestandteil der Einwirkungen des Schwimmens auf den Körper. Die wichtigsten Wirkungen des Wassers, die Badwirkungen, sind thermische, und zwar Reizwirkungen und kalorische. Was letztere anbelangt, so hat sich ergeben, daß ein Bad von vier Minuten Dauer bei 12 Grad Wassertemperatur dem Körper ebenso viel Wärme (100 Kalorien) entzieht, wie er normalerweise in einer Stunde verlieren würde. Dieser Wärmeverlust wird aber vom Körper alsbald ausgeglichen, und so stellt das kalte Bad eine Anregung zur Wärme-Produktion seitens der Körpers dar. Eine bis jetzt noch fast gar nicht beachtete Gruppe der Badwirkungen ist die mechanische Wirkung des Wasserdrucks. Sie berechnet sich nach du Bois-Reymond auf 8 Kilogramm. Man stelle sich, sagt er, dieses Gewicht in Gestalt von Sandfäden oder Bleiplatten einem liegenden Menschen auf Brust und Bauch gepackt vor, und man wird von der mechanischen Wirkung des Wasserdrucks auf den eingetauchten Körper eine sehr handgreifliche Anschauung gewinnen. Der Wasserdruck beginnt zu wirken, sobald das Wasser dem Eingetauchten bis an die Achseln geht; die Expiration wird nun verstärkt, und die Einatmung erfordert merklliche Anstrengung. Dann erzeugt schon ganz geringe Anstrengung im Wasser, z. B. schnelles Schwimmen über eine Strecke von wenigen Metern, selbst bei geübten Schwimmern anhaltende Atemlosigkeit, die sich bei dem gleichen Maße von Muskelbewegung in der Luft kaum bemerkbar machen würde. Der Wasserdruck wirkt außerdem auch auf den Kreislauf des Blutes. Was den Einfluß der Schwimmbewegungen betrifft, so betont du Bois-Reymond, daß zum Schwimmen an sich, d. h. um sich über Wasser zu erhalten, so gut wie gar keine Bewegungen erforderlich sind. Ganz anders verhält es sich dagegen beim Schwimmen als Fortbewegung; dieses erfordert schon bei mäßiger Geschwindigkeit eine recht bedeutende Anstrengung, und schnelles Schwimmen erschöpft in kürzester Zeit selbst kräftige Individuen, falls sie nicht besonders eingeübt sind. Eine genaue Messung der beim Schwimmen geleisteten Arbeit ist schwierig. Versuche hierzu sind angestellt worden, indem man ermittelte, welche Arbeitsgröße ausreichte, um den Körper von einem Boot aus mit derselben Geschwindigkeit durch das Wasser zu ziehen, die beim Schwimmen würde erreicht werden. Es ergab sich, daß diese Arbeit für die Sekunde 7,1 Meterkilogramm beträgt, d. h. gleichbedeutend der Arbeit, die aufgewandt werden muß, um in der Zeiteinheit 7,1 Kilogramm 1 Meter hoch zu heben. Dies ist aber nur etwa 13 Proz. mehr Arbeitsaufwand, als mäßig schnelles Gehen erfordert. Nun kann man aber mit einer Geschwindigkeit von 100 Meter in der Minute stundenlang marschieren, während es eine erhebliche Anstrengung ist, auch nur eine Viertelstunde lang mit der angegebenen Geschwindigkeit zu schwimmen. Dr. du Bois-Reymond löst diesen Widerspruch, indem er darauf hinweist, daß das Schwimmen eine äußerst unökonomische Art der Fortbewegung ist, indem eine größere Arbeitsmenge darauf verwandt wird, Teile des Körpers herumzuschleudern, als dazu, den Gesamtkörper durch das Wasser zu treiben. Das ist aber zum Erfolge der Schwimmbewegung notwendig, denn diese hängt lediglich von der Geschwindigkeit dieser Bewegungen ab. Nur plötzliche Bewegung der Gliedmaßen beim Schwimmen kann förderlich sein, diese aber bedingt beträchtlichen Energie-Aufwand, und deshalb erfordert besonders schnelles Schwimmen so große Anstrengung. Außerdem besteht ein Teil der Bewegungen der Beine wie der Arme gewissermaßen in einer Umkehr der wegförderlichen Bewegungen, so daß die nughare Arbeit (die wirkliche Ortsveränderung) der Differenz zweier Arbeiten gleich ist, von denen die eine vorwärts, die andre rückwärts wirkt. Unter diesen Umständen muß nach du Bois-Reymond die Gesamtleistung selbst bei mäßigem Schwimmen der bestschnellsten Gehens gleichgestellt werden. Ueberhaupt ist nach diesem Forscher der Mensch für Bewegung im Wasser ungünstig gestellt, weil er dabei sehr große Gliedmaßen bewegen muß. —

te. Die letzte Volkszählung in Südafrika weist für das Kapland eine Einwohnerzahl von 1 485 634 Seelen nach, wovon 548 926, also etwas mehr als ein Drittel, Weiße sind. Die Zunahme gegen das Jahr 1891, in dem die letzte Zählung stattfand, beträgt etwa 45 Proz.; die Gesamtziffer belief sich damals auf 1 039 860, die der Weißen auf 336 608. Diese Angaben beziehen sich nur auf die eigentliche Kapkolonie ausschließlich der Eingeborenen-Territorien, wo die Volkszählung das Ergebnis von 632 239 geliefert hat; an Weißen sind dort nur 15 770 vorhanden. Auch hier ist die Steigerung seit 1891 nicht unbeträchtlich. Damals waren die betreffenden Zahlen 487 364 und 10 379. In Pondoland und Betschuanaland leben 107 406 Weiße unter einer Gesamteinwohnerzahl von 287 005. Das ganze von diesen Bezirken zusammengesetzte Gebiet hat demnach jetzt 2 404 878 Einwohner gegen 1 527 224 im Jahre 1891. Gleichzeitig hat auch in den übrigen afrikanischen Besitzungen des Britischen Reiches ein Census stattgefunden. Für das eigentliche Transvaal sind ermittelt worden 299 327 Weiße, 945 498 Eingeborene und 23 891 andre farbige Personen, zusammen also 1 268 716. Swaziland enthält 893 Weiße, 84 531 Eingeborene und 55 andre farbige Personen, im ganzen 85 484, mit Transvaal zusammen also 1 354 200. Die Stadt Pretoria zählt 21 161 Weiße und 12 295 Eingeborene, die Gesamtziffer ist für diese Stadt begreiflicherweise herabgegangen. Die Stadtgemeinde Johannesburg umfaßt 84 113 Weiße und 64 577 Eingeborene, zusammen demnach 148 690. In Transvaal und Swaziland ist das weibliche Geschlecht

Bei der weißen Bevölkerung noch immer sehr in der Minderheit, nämlich im Verhältnis von 119 916 Frauen zu 180 309 Männern. Die Kolonie des Oranjesflusses weist eine Gesamtbevölkerung von 585 000 auf, was eine Vermehrung von 137 000 in den letzten Jahren bedeutet. Die Zahl der Weißen hat sich in diesem Gebiet von 65 000 auf 143 000 vermehrt. —

Geographisches.

ur. Aus dem Südpolargebiet. Bei der Bearbeitung der Mollusken, welche die „Belgita“ von ihrer Südpolreise heimgebracht hat, ist der Forscher Pelsener zu einigen Ergebnissen von allgemeinerem Interesse gelangt. Nach der Verbreitung der Mollusken und allerdings auch auf Grund anderer Verhältnisse kann man eine antarktische und eine subantarktische Zone unterscheiden. Die erstere würde nur die Region umfassen, die innerhalb der Packeisgrenze liegt, also das vermutete antarktische Festland und die Inseln, die von ihm nur durch geringe Meeresstiefen getrennt sind. Diese Zone ist mit Schnee bedeckt und mit Gletschern, die bis zur Meeresküste hinabreichen. Dagegen reicht die subantarktische Region bis zum 50. Breitengrad, der etwa mit der nördlichen Treibeisgrenze und der mittleren Grenze der winterlichen Schneefälle, sowie der Luftisotherme von 13 Grad für den Februar zusammenfällt. Soweit die Mollusken in Betracht kommen — und das sind eine stattliche Anzahl von Arten — liegt wenig Anlaß vor zu der Annahme, daß die Südpolen der Kontinente, Afrikas, Australiens, Südamerikas, früher nach dem Südpol zu mit einander verbunden gewesen seien. Große Meeresstiefen in der subantarktischen Zone trennen die Festländer von dem Polargebiet, auch giebt es in jenem wenig Molluskenarten, welche den ganzen Zonenring rings um die Erde bewohnen. Allenfalls wäre eine ehemalige Verbindung von Südamerika über die Antarktis mit dem australisch-neuseeländischen Gebiet nicht ganz von der Hand zu weisen, namentlich zeigt die Küstenfauna Südamerikas, Südgeorgias und der Kerguelen-Inseln eine größere Verwandtschaft mit der antarktischen. Einer solchen Verbindung haben übrigens schon andre Forscher vom tiergeographischen Standpunkte aus das Wort geredet. Auf diese Weise würde z. B. auch das isolierte Vorkommen der Straußvögel in Südamerika leicht zu erklären sein, die dann auf der Endstation einer ehemaligen Verbreitungsbrücke von Australien über die Antarktis nach Südamerika wohnen würden. Endlich ergreift Pelsener in den Berichten der „Belgita“ noch das Wort zur Frage der Dipolarität, d. h. der Verbreitung von Tierarten über das Nordpolargebiet wie über das Südpolargebiet. Diese Frage ist deswegen sehr wichtig, weil sie eine von manchen Seiten angenommene Wanderung aller Organismen von einem der beiden Pole aufs engste berührt. Vom Gesichtspunkte der Mollusken aus muß Pelsener diese Frage verneinen. Er befindet sich dabei in Uebereinstimmung mit den Bearbeitern der übrigen Tiergruppen, sowie mit den andern Forschern, welche sich mit der Tierwelt der Antarktis beschäftigt haben. Das Ergebnis lautet daher: Die Tierwelt des Nordpolargebietes und des Südpolargebietes ist eine durchaus verschiedene, und es liegt somit kein Grund vor, die Verbreitung der Organismen von einem nach dem andern Pol anzunehmen. —

Medizinisches.

— Typhusepidemien. Nach den Untersuchungen Gaffky's besteht kein Zweifel mehr, daß der Erreger des Unterleibstypus ein Bacillus ist, der fast stets durch Verschlucken dem menschlichen Verdauungskanal einverleibt wird. Ueber den Infektionsweg herrscht freilich noch manche Unklarheit, deren Beseitigung erst nach weiteren Forschungen möglich sein wird. Noch immer stehen sich hier, wie in der „Kölnischen Zeitung“ ausgeführt wird, zwei Theorien gegenüber, die Trinkwassertheorie und die Bodentheorie, deren jede namhafte Anhänger aufweist, wenn auch in neuerer Zeit die überwiegende Mehrheit der Gelehrten der erstern anhängt. Nach der Trinkwassertheorie geschieht die Massenübertragung des Typhus in der Weise, daß die bacillenhaltigen Abgänge der Kranken, infiziertes Waschwasser u. dergl., aus undichten Senkgruben in die Erde durchsickern oder in die Flußläufe geraten, von wo dann die Krankheits-erreger neue Infektionen verursachen. Die Isolierung der Bacillen ist besonders bei der bakteriologischen Untersuchung verdächtigen Flußwassers wegen der ungeheuren Verdünnung mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. Indessen ist nachgewiesen, daß die Bacillen wochen-, ja monatelang im Wasser und im Eise ihre gefährlichen Eigenschaften beibehalten, wenn sie sich auch nur in beschränktem Maße zu vermehren vermögen. Damit stehen auch die zuweilen beobachteten Epidemien durch infizierte Milch im Zusammenhang. In solchen Fällen geraten die krankmachenden Keime durch vorherige Verunreinigung verunreinigten Spülwassers in die Milchgefäße und finden in der Milch dann einen vorzüglichen Nährboden. Einen gewissen Gegensatz zu dieser Infektionstheorie bildet die von Pettenkofer und seinen Schülern begründete Boden- oder Grundwassertheorie. Nach dieser entwickeln sich die Spaltpilze des Typhus vorzugsweise im Erdboden, besonders wenn derselbe für Wasser und Luft gut durchgängig ist, und treten dann mit der Grundluft in die menschlichen Wohnräume über. Nur da, wo die Disposition des Bodens besteht, kommt es nach Pettenkofer zu epidemischer Verbreitung des Typhus, eine anderweitige Verschleppung der Krankheit gehört zu den unwahrscheinlichen Seltenheiten. Im Verein mit Wuhl machte der Gelehrte weiterhin auf den eigentümlichen Zusammenhang der Typhus-Epidemien mit niedrigem Stand des Grundwassers aufmerksam, den er für München und einige andre

Städte nachgewiesen zu haben glaubte. Er deutete diese Erscheinung so, daß das Grundwasser bei hohem Stande die Typhuskeime zurückhalte, und daß die letzteren aus mechanischen Ursachen erst dann in die Grundluft übergehen könnten, wenn das Grundwasser sinke. Gegen die Anschauungen und Schlussfolgerungen Pettenkofer's hat man auf Grund unsrer heutigen genauen Kenntnisse der Lebensbedingungen des Typhusbacillus geltend gemacht, daß dieser Uebertritt der Bacillen in die Grundluft nach physikalischen Gesetzen schwer möglich sei, man hat weiterhin aus zweifellosen Trinkwasser-Epidemien beweisende Schlüsse gezogen und auf die Ursache hingewiesen, daß Ortschaften, die mit reinem Quell- oder Leitungswasser versorgt sind, nur selten Erkrankungen in größerer Zahl aufweisen. Aus diesen Gründen neigt die Mehrzahl der Sachverständigen heute zu der Annahme, daß unbeschadet der Möglichkeit anderweitiger Infektionswege in den meisten Fällen das Trink- und Nußwasser die gefährlichen Keime verschleppt. —

Humoristisches.

— Sehr wahrscheinlich. „Elise, was machst Du da im Dunkeln mit Deinem Vetter?“
 „Wir unterhalten uns über den neuen Zolltarif, Mama.“ —
 — Verdächtig. „Du bist ja gestern nacht sogar einigemal in den Staub gefallen? Was hat denn da Deine Alte zu den Kleidern gesagt?“
 Pantoffelheld: „Die! Die gute Seele hat sie sogar in der Nacht noch geklopft!“ —
 — Begreifliche Neugier. Bauer: „Bitt' schön, möchten S' nicht meine Alte photographieren?“
 Photograph: „Mit größtem Vergnügen; so, bitte Platz zu nehmen, bitte Frau, zeigt ein recht freundliches Gesicht zu machen; eins, zwei, drei, fertig; so, in acht Tagen können Sie die Bilder holen.“
 Bauer: „Dank schön, dank schön, nicht notwendig, brauch' keine; fagen S' mir nur, was ich schuldig bin!“
 Photograph: „Ja, warum haben Sie denn Ihre Frau photographieren lassen?“
 Bauer: „Wissen S', Herr Photograph, ich war so neugierig, wie denn meine Alte ausschaut, wenn sie ein freundliches Gesicht macht!“ —
 („Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— „Der Generalkonsul“, eine dreiaktige Operette von Reinhardt, wird als eine der ersten Novitäten der kommenden Saison im Central-Theater in Scene gehen. —
 — Viel Geld und wenig Kunst. Ueber zwei Millionen Mark sind aus dem Staatsfonds für Kunstzwecke vom 1. April 1896 bis Ende März 1903 ausgegeben worden. Der größte Teil dieser Summe (1 299 004 M.) entfällt auf die Abteilung zur „Förderung der monumentalen Malerei und Plastik“. —
 — Die ungeheure Behendigkeit der Meisen illustriert folgende Beobachtung. Ich habe — erzählt einer in der „Merthus“ — in einem verhältnismäßig kleinen Bauer eine Samenmeise (Parus ater), die mich durch ihre fortwährenden Salti mortali zwischen Decke und Sprungholz ergötzte. Dabei kam ich auf den Gedanken, mit der Uhr in der Hand festzustellen, wieviel mal sich dieses niedliche Geschöpfchen in einer Minute über schlagen möchte. Ich zählte in diesem Zeitraum 40—45 Ueber schläge, zwischen denen hier und da ein Seitensprung stattfand und auch wohl ein Schlückchen Wasser genommen wurde. Das bedeutet in der Stunde 2400—2700 Wurzelbäume, und da das Tierchen während des ganzen Tages nur wenig still saß, eine ganz bedeutende Kraftleistung für ein Vögelchen wenig größer als ein Zaunkönig. —
 — Orangen- und Citronenernte in Italien. Die Statistiken des italienischen Ackerbauministeriums zeigen, daß das Jahr 1903/1904 die höchste bis jetzt erreichte Ernte an Agrumen ergab. Es wurden nämlich 5 250 000 000 Früchte, d. i. 6 562 500 Doppelcentner geerntet gegen 4 900 000 000 im Gewichte von 6 125 000 Doppelcentner im Vorjahre (1902/1903). —
 — Der billigste Bahnhof ist, nach der „Frankfurter Zeitung“, in Petriroda zwischen Gotha und Ohrdruf. Der dortige Bahnhof, der noch ganz neu ist, besteht aus einem Staket mit Thür, einer Laterne, einer Laternenleiter und einem Schilde, das den Namen der Station bekannt giebt. Das ist alles; als Bahnhofshalle dient das Himmelsgewölbe, das im Süden mit dem Thüringer Walde wirkungsvoll decoriert ist; man bedarf hier weder irgend eines Gebäudes, noch irgend eines Beamten. Trotzdem hat man die Bahnsteigsperre von Anfang an eingeführt. Wenn nämlich der Zug kommt, steigt der Schaffner heraus, geht an das Staket, öffnet die Thür und läßt die Reisenden aus Petriroda eintreten. Wie kommen diese zu Fahrkarten? Hier hat man Temperenzler und Alkoholiker zu unterscheiden. Die letzteren haben in dem etwa fünf Minuten entfernten Dorfe die Gastwirtschaft aufgesucht und dort vom Wirt ein Glas Bier und eine Fahrkarte verlangt. Da man aber heutzutage auf die Alkoholgegner Rücksicht zu nehmen hat, so läßt man die Temperenzler ohne Fahrkarte durch die Staketthür schlüpfen und achtet nur darauf, daß sie sich in Gotha oder Georghaus ihren Fahrchein nachträglich kaufen. —